

Geschichte. Dr. Emil Daniels, Berlin: P. de Nolhac, Ludwig XV. und die Marquise von Pompadour. — E. Profer, Katharina von Bora. — M. Klein Schmidt, Malie von Dranien. (S. 324.) — R. Krauel, Prinz Heinrich von Preußen in Paris. — Prinz Heinrich von Preußen als Politiker. — Briefwechsel zwischen Heinrich, Prinz von Preußen und Katharina II. von Rußland. (S. 328.) — M. Jähns, Geschichtliche Aufsätze. — S. Blum, Volkstümliche geschichtliche Vorträge. (S. 329.) — G. Laine, Aufzeichnungen über England. — M. J. Bonn, Die englische Kolonisation in Irland. (S. 332.) — Briefe des Generals der Infanterie v. Voigts-Abey aus den Kriegsjahren 1866 und 1870/71. (S. 333.) — Th. Vitterauf, Bayern als Königreich. (S. 333.) — E. Schaumfell, Geschichte der deutschen Kulturgeschichtsschreibung. (S. 335.) — Graf Hübner, Erlebnisse zweier Brüder während der Belagerung von Paris und des Aufstandes der Komune 1870/71. (S. 335.) — Acta Borussia. (S. 336.) — H. v. Derken, Das Leben und Wirken des Staatsministers Jasper von Derken. — F. F. Fehling, Heinrich Theodor Behn. (S. 336.) — R. Schmidt, der Heyenhammer. (S. 337.) — H. Klaje, Der Feldzug der Kaiserlichen unter Souches nach Pommern im Jahre 1659. (S. 337.)

Schauplätze-Literatur von Professor Dr. Hermann Conrad. (S. 338.)
Literatur. Karl Gjellerup, Dresden: Die Reden Gotamo Buddhas. (S. 341.) — Professor Hermann Kammer, Eberfeld: S. G. Meyer, Homers Odyssee. (S. 347.) — Gertrud Pockwitz: D. Gylfa, Edele Prangen. (S. 350.) — E. Albrecht-Bernoulli, Zum Geyundgarten. (S. 352.) — A. Halbert, Hinanf! (S. 353.) — M. Böhme, Tagebuch einer Verlorenen. (S. 355.) — Marie Fuhrmann, Greißwaid: A. France, Der Garten des Epikur. (S. 360.) — W. Eichbaum-Lange, Lette! (S. 361.) — F. Goldhann, Wald und Welt. (S. 362.)

Politische Korrespondenz.

Luz Korodi: Sieg des österreichischen Staatsgedankens? — Revision der „ungarischen Staatsidee. (S. 363.)
 Fehr. A. v. Engelhardt-Schnellenstein: Das Agrarprospekt der Duma. (S. 367.)
 D.: Die Auflösung der Duma. — Konsequenzen für die allgemeine Politik. (S. 375.)
 — „ — Nachwahlen zum Reichstag. — Politischer Massenstreik. (S. 378.)



Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G.
== (Alte Stuttgarter) ==

Gegründet 1854.

Alle Überschüsse gehören den Versicherten.
 Versicherungsbestand Mark 747 Million.
 Bankvermögen „ 260 „
 Seither f. d. Versich. erzielte Überschüsse „ 135 „
Bei Erwerbsunfähigkeit (Invalidität) Befreiung v. der Prämienzahlung.

o o Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7. o o

Register zu den Preussischen Jahrbüchern

Band 71 bis 100 (Januar 1893 bis Juni 1900)

3 Bogen im Format der Preussischen Jahrbücher broschiert **Mark 1.—.**

==== Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. ====

Preussische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.



Inhalt:

Seite

Dr. Hermann Diels , Professor der Philologie und z. Rektor der Universität Berlin: Internationale Aufgaben der Universität	387
W. von Schuch , Freiburg i. B.: Das Wesen der Natur im Licht der Religion	414
Professor Dr. R. Winger , Götting: Die Verhältnisse der höheren Beamten in Preußen	427
Dr. Julius Hirschfeld , Barrister at law, Lincoln's Inn, London: Englisches und deutsches Justizwesen	449
Professor Dr. Hermann Conrad , Groß-Lichterfelde: Was erkennen wir von Shakespeares Wesen in seinem Brutus?	462
Regierungsrat Dr. Konrat Weymann , Berlin: Die Bedeutung des Alkoholmißbrauchs für unser Volksleben	493

Notizen und Besprechungen.

Philosophie. Direktor Dr. Ferdinand Jakob Schmidt, Berlin:
H. St. Chamberlain, Immanuel Kant. (S. 531.) —
Dr. Friedrich Kunze, Berlin: Selbstanzeige, Die kritische Lehre von der Objektivität. (S. 536.)

(Fortsetzung siehe Innenseite.)

Er erscheint jeden Monat.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.
 Preis vierteljährlich 6 M. — Einzelheft 2 M. 50 Pf.

Berlin

Verlag von Georg Stilke
 1906.

Literatur. Professor Lic. Adolf Meß, Hamburg: A. v. Eybow, Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen. (S. 537.) — W. G. Becker, Nieder-Ramstadt i. H.: G. Brandes, Die Literatur. (S. 541.) — Marie Fuhrmann, Greifswald: W. Weigand, Der Messiaszüchter und andere Novellen. (S. 550.) — E. Wolff, Fräulein Maria. (S. 550.) — G. Krönge, Vergangenheit. (S. 551.) — T. Schwabe, Bleib jung, meine Seele! (S. 552.) — R. Wolf, Heitere und ernste Erzählungen aus Offizierskreisen. (S. 553.) — H. Hoffmann, Der Hegenprediger und andere Novellen. (S. 553.)
 Verichtigung zu „Die landwirtschaftliche Entwicklung und die Getreidezölle in Frankreich.“ (Zulthef) S. 554.

Politische Korrespondenz.

Luz Korodi: Die österreich-ungarische Reichseinheit. — Tschechisch-magyarische Annäherung.
 D.: Die Monarchen-Zusammenkunft in Friedrichshof. Professor Hasse, Der Fall Fischer-Tippelskirch-Bodbielski. Dänemark-Politik. (S. 561.)

Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7.

In Turan und Armenien
 auf den Pfaden russischer Weltpolitik.

Von
Paul Rohrbach.

Mit einer Übersichtskarte des russischen Gebiets zwischen dem
 Schwarzen Meer und dem Pamir.

29 Bogen 8°
 eleg. brosch.
 . M. 3.— .



Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G.
== (Alte Stuttgarter) ==
 — Gegründet 1854. —

Alle Überschüsse gehören den Versicherten.

Versicherungsbestand	Mark 747 Million.
Bankvermögen	260 "
Seither f. d. Versich. erzielte Überschüsse	135 "

Bei Erwerbsunfähigkeit (Invalidität) Befreiung v. der Prämienzahlung.

o o Verlag von Georg Stilke in Berlin NW. 7. o o

Register zu den Preussischen Jahrbüchern
 Band 71 bis 100 (Januar 1893 bis Juni 1900)

3 Bogen im Format der Preussischen Jahrbücher broschiert **Mark 1.—.**

————— Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. —————

daß h. s. Briefe dagegen matt und wie Wiederholungen vorgeprochener Wendungen erscheinen, während die Carolinens immer mehr aus dem Gefühl selbst den Ausdruck herausholen und ihn mit einer solchen Frische, Neuheit und Kraft hervortreiben, daß er oft geradezu erschütternd wirkt, wie Goethesche Lyrik (z. B. No. 77, 79, 85). Denn im unmittelbaren Gefühlsausdruck wird das Weib immer dem Manne überlegen sein; selbst Goethe wird in seinen Liebesbeteuerungen in den Briefen an Frau v. Stein nach den ersten Jahren formelhaft und matt. „Was ist das Dasein des Weibes, wenn es nicht die Freude eines edlen Mannes ist!“ ruft Caroline aus (S. 105). „Ein weiblich Wesen muß wem angehören, wem seine Existenz etwas sein soll“ (S. 142). „Unser Dasein blüht nur in Liebe, sie allein webt uns die Fäden, mit denen wir uns verbunden fühlen an ein schönes Ganze; in sie allein vermögen wir unsere ganze Seele zu legen und schöner wieder zu empfangen, alles andere zieht uns aus uns heraus und gibt uns nichts“ (S. 255). Solche Sätze, die heute kaum mehr so unbedingt von Frauenslippen tönen würden, fließen von ihren Lippen als der natürliche Ausdruck des sicheren Gefühls, daß sie den edlen Mann gefunden, in dem ihr Wesen völlig aufgehen kann, ja muß, um völlig erhalten zu werden. Und dieses einzige Gefühl füllt sie so gänzlich aus, daß ihr die Stunden, in denen sie der Welt den Tribut gesellschaftlicher Aufmerksamkeit zollen muß, zur Pein werden. „Die Menschen dürfen nicht wissen, was wir uns sind“ (S. 287); denn sie weiß ihre Liebe so eigenartig und hoch, daß sie dem gewöhnlichen Gesellschaftstypus unerreichbar bleibt. Nichts ist schöner, als wie sie mitten in den Sorgen für eine Aufstellung des Verlobten, die die ersehnte Verbindung ermöglichen würde, mit instinktivem Verständnis in Wilhelms Seele, ohne daß ein Wort darüber gesprochen wäre, den Entschluß werden sieht, aus dem Staatsdienst zu scheiden, um sich in einem „freien Leben“ ganz der Selbstbildung zu widmen. Sie begreift diesen Entschluß aus der Notwendigkeit seiner Natur und lockt ihn, als die entscheidende Stunde gekommen ist, selbst hervor, obwohl die Möglichkeit naher Verbindung dadurch zunächst bedroht erscheint. Aber die Klugheit, mit der sie dann selbst alles Hemmende, namentlich bei ihrem Vater, beseitigt — sie weiß, daß sie klug ist — ist ebenso bewundernswert, wie die Leichtigkeit, mit der die verwöhnte Tochter auf alles Scheinende Verzicht leistet. Und so schließt der Briefwechsel am 10. Juni 1791 mit dem Ausblick auf die Trauung, die am 12. Juni in Exjurt stattfand und den Uebergang zu einem idyllischen Stillleben auf dem Dachrödenschen Gute Burgörner bildete. Mit Vergnügen und einer gewissen Schadenfreude stellt der Leser fest, daß doch auch diese auserwählten Seelen dabei einmal ihren Himmel verlassen und von Sopha, Stühlen, Vorhängen und Bettzeug reden müssen.

Von außerhalb stehenden Personen treten in hellere Beleuchtung der Koadjutor, der als Freund und Gönner in Betracht kam, und Caroline v. Weulwitz als die geliebteste Freundin, im Zusammenhang mit ihr auch

Schiller und Lotte. Die Ehe Schillers gilt den Schreibenden anfangs als eine Art geistiger Mißheirat, bis Lottens stille Tiefe auch hier sich gegen die glänzendere Erscheinung ihrer Schwester durchsetzt. Wie recht aber Schiller gewählt, beweist für uns die der Komik nicht entbehrende schwärmerische Verliebtheit, die Caroline v. B. bald darauf dem Koadjutor, dem katholischen Priester, widmete (z. B. S. 358), die aber im Briefwechsel nicht etwa lächerlich, sondern mit ganz ernsthaftem Anteil behandelt wird. Ueberhaupt werden diese Extratouren der verheirateten Frau als etwas Natürliches und Selbstverständliches angesehen, ihr braver Mann kommt nur unter dem Namen des époux, insipide époux oder des Ursus vor — eine Anschauung der Ehe, die sich überall in einem abgeschlossenen Stande, wo sie wesentlich als Einrichtung zur Erhaltung des Standes gilt, bilden wird, und die ja auch der Stellung der verheirateten Frauen im Tugendbunde und ebenso dem jahrelangen Verhältnis Goethes zu Frau v. Stein zugrunde liegt.

Die Briefe sind der Vorrede zufolge schon einigermaßen gesichtet und hätten noch strenger gesichtet werden können. Namentlich die von Humboldts Hand lesen sich in dem mittleren Teil fast nur wie der Wider- und Nachhall der Briefe Carolinens; eine noch strengere Auswahl unter diesen hätte also den Leser manchenmal der Mühe des Ueberschlagens enthoben. Von den Briefen Carolinens möchte man dagegen kaum einen oder etwas missen. Der ganze Briefwechsel, wie er nun vorliegt, ist zu begrüßen als klassisches Denkmal nicht nur einer vergangenen großen Epoche, sondern auch bleibender deutscher Weiblichkeit. Die Ausstattung ist, dem Werte entsprechend, vornehm und (wie man heute sagt) monumental. Eine Stammtafel der Häuser Dachröden und Humboldt und ein sorgfältiges Namensregister erleichtern den Gebrauch des Buches auch zum Nachschlagen.

A. Mez.

Die Literatur. Sammlung illustrierter Einzeldarstellungen. Herausgegeben von Georg Brandes. H. Kaffner: Diderot. — A. Holitscher: Baudelaire. — G. Brandes: A. France. — Joh. Schlaf: Maeterlinck. — J. Etklinger: Th. Fontane. — D. Stoeßl: G. Keller. — D. Stoeßl: C. F. Meyer. — A. Gloesfer: G. v. Kleist. Verlag Barb., Marquardt u. Co., Berlin W. Jeder Band in künstlerischer Ausstattung mit Kunstbeilagen 1,25 Mark (kartoniert), 1,50 Mark (in Leinwand gebunden).

Die Anzahl dieser geschmackvoll ausgestatteten Bändchen ist nun so angewachsen, daß sich ein allgemeiner Gesamtüberblick ermöglichen läßt. Zufällig liegen uns von der Sammlung mit drei Ausnahmen alle die Nummern vor, die einer dichterischen Individualität gewidmet sind. Deshalb nehmen wir auch nur hierauf Bezug und behalten die kritische Würdigung der anderen Monographien einer späteren Besprechung vor.

Im ganzen hat es der Herausgeber Georg Brandes verstanden, die für den jeweiligen Stoff geeigneten Schriftsteller zu gewinnen. Naturgemäß ist nicht alles gleichmäßig, doch erhält man nie den peinlichen Eindruck des Unreife[n], Unausgeglichenen und flüchtig Komponierten.

Auffallend bevorzugt erscheinen bis jetzt die Schriftsteller französischer Sprache, auf die fast ein Drittel der hier in Betracht kommenden Bändchen entfällt. In ältere Zeiten führt uns Rastner mit seiner allzu geistreich sein wollenden Arbeit über Diderot. Rastner hat sich in den letzten Jahren von der verworrenen Unklarheit in Stil und Komposition losgemacht, die noch für seine erste Essayammlung: „Die Mythik, die Künstler und das Leben“ charakteristisch ist. Doch sind die alten Fehler in dem neuen Bändchen noch nicht überwunden. Rastner will eine kurze Charakteristik des Diderot geben und dabei nur das Seltene und Ungewisse berücksichtigen. Er geht deshalb absichtlich nicht ein auf seine kulturelle Bedeutung als Begründer der Enzyklopädie und auf seinen literarischen Ruhm als Schöpfer des bürgerlichen Schauspiels. Ihn interessieren als literarischen Feinschmecker nur einzelne Seiten dieses vielseitigen Menschen, das Intimste, Persönlichste fesselt ihn allein. Sicherlich ist es aber bei derartigen Publikationen, die auf einen weiteren Leserkreis rechnen, angebracht, ein möglichst abgerundetes, vielseitiges, erschöpfendes Charakterbild zu geben, besonders bei einem der Allgemeinheit doch wenig bekannten Schriftsteller wie Diderot. Rastner hätte sich also nicht so beschränken dürfen. Weiterhin begeht er den schwerwiegenden Fehler, daß er ein Drittel seines kurzen Aufsatze[s] Voltaire widmet. Er geht von einem treffenden Wort G. de Goncourts aus, wonach Voltaire unter den Schriftstellern der letzte des ancien régime gewesen sei und Diderot der erste moderne Geist. Deshalb wird erst Voltaire in seiner menschlichen und philosophischen Eigenart geschildert, damit dann das Neue, Ueberraschende in Diderot um so kräftiger hervortrete. Die originelle Schilderung des Voltaireschen Geistes zeugt von seinem Verständnis und selbständigen Anschauungen, was in guten Einzelbemerkungen hervortritt. Auch ist hier Rastner übersichtlicher als in dem über Diderot Gebrachten, wo das „Moderne“ in ihm unklar und in allzu losem Gedankenfortschritt herausgearbeitet wird. Voltaire wird von Rastner dargestellt als einer, den seine Zeitgenossen für viel moderner hielten, als er wirklich innerlich war. Sein geistreicher Witz blieb immer nur ein schönes Spiel, dem keine persönlichen, die Seele aufregenden Erlebnisse entsprachen. Die Individualität kommt bei Voltaire noch zu kurz, während in Diderots Werk das rein Menschliche an manchen Stellen durchbricht. Voltaire fehlte das dramatische und stürmische Element im Grund durchaus, bei ihm war alles objektiv, klar, selbstverständlich. Rastner weist es deshalb ab, daß Voltaire zu der französischen Revolution mitgeholfen habe. Jedenfalls hat Rastner manche wichtige Beobachtungen gemacht, die dann nur zu einseitig ausgebeutet werden. Es ist schade, daß er sofort abfällt, wenn er zur Hauptsache, zu Diderot

kommt. Der Gegensatz zu Voltaire, von dem am Anfang in Anlehnung an Goncourt die Rede war, wird nicht scharf herausgestellt. Es werden verschiedene Versuche gemacht, dem Problem Diderot nahezukommen. Doch bleiben sie sämtlich in den Anfängen stecken und bringen uns Diderot nicht wirklich näher.

Das biographische Material, welches Rastner gar nicht einbezieht, wird von Holtscher in seinem „Baudelaire“ in sünngemäßer Weise berücksichtigt, indem sich auf diesem anschaulichen Untergrund die eigentliche Charakteristik aufbaut. Es ist nicht leicht in Baudelaire einzubringen, weil in ihm das Menschliche und Künstlerische in einer merkwürdig komplizierten Weise beieinander liegen und in der Betrachtung doch deutlich getrennt werden müssen. Holtscher gibt kein geschlossenes Gesamtbild, sondern einzelne Winke zum gerechten Verständnis des unglücklichen Dichters. Man vermißt ganz ein ausführliches Eingehen auf das poetische Schaffen Baudelaires im Allgemeinen, ebenso werden die einzelnen Werke nicht analysiert. Das liegt aber bei den „Fleurs du mal“ so nahe, die wir nun in der meisterhaften Uebersetzung von St. George*) besitzen. Holtscher schätzt sie selbst mit vollem Recht als „einen der köstlichsten Schätze der deutschen Dichtung“. Ein paar kluge Anmerkungen gibt Holtscher da, wo er auf Baudelaire als Dandy zu sprechen kommt. Baudelaire gab sich als solcher und hat viel über den Dandyismus nachgedacht. Der Dandy richtet gleichsam eine scheidende Mauer zwischen sich und der Außenwelt auf. Durch seine unglückliche, gedrückte Jugend wurde Baudelaire zum Dandyismus geführt. Sie zerstörte in ihm mancherlei Illusionen und verwundete tief sein empfindliches Herz. Diese ihm vom harten Schicksal geschlagenen Seelenwunden verbarg er als Dandy nach außen hin. In ihm lebte eine reiche Sehnsucht, seine Seele wurde erschüttert von dichterischen Wehen. Von allem dem darf der echte Dandy nach außen hin nichts merken lassen. Bewußt ist er Schauspieler, der sein inneres Leben den neugierigen Blicken der Viel-zu-Vielen verbirgt. Er zieht sich von dem profanum vulgus zurück, indem er sich in weiter Distanz von ihm hält. Er läßt die anderen immer an einer leisen Nuance merken, daß er mit ihnen innerlich nichts gemein habe. Es ist Baudelaire nicht gelungen, die Maske des Dandy bis zuletzt zu tragen. Holtscher hat richtig in dem Dandyismus den wichtigen Punkt erkannt, bei dem eine fruchtbare Charakteristik Baudelaires einzusetzen hat, die nicht an der Oberfläche haften bleibt.

Das tiefere Eindringen, wozu doch bei Holtscher einzelne Ansätze gemacht werden, vermißt man vollkommen in dem Essay, den G. Brandes selbst beigezeichnet hat und der Anatole France behandelt. Ida Anders hat ihn aus dem Französischen übersetzt. Brandes unterscheidet bei France die zwei sich deutlich von einander abhebenden Abschnitte seines literarischen Schaffens: in dem ersten ist er der feine Ironiker, in dem zweiten der

*) Georg Bondi, Berlin 1901.

sozialistisch interessierte Polemiker. Die erste Periode ist charakterisiert durch viel Sinn für weise Mäßigung und feinen Takt, später aber bemerkt man ein energisches Drauslosgehen ohne empfindsame Rücksichtnahme. Die Ironie bei France wird von Brandes in ihrer künstlichen Naivität glücklich erfaßt. Besonders den treuherzigen Personen seiner kleinen Erzählungen legt er gern ernsthafte Äußerungen in den Mund, die von ihnen mit einer gewissen Wichtigkeit vorgetragen werden, aber sofort ironisch und humoristisch wirken, wenn man France und seine nicht gerade tiefe Lebensanschauung kennt und ihnen gegenüberstellt. Nirgends läßt der Autor auch die geringsten Zweifel an jenen harmlosen Aussagen durchblicken, aber eine unbestimmte Ahnung verrät uns, daß er sich im geheimen über die Ansichten seiner Personen lustig macht. Diese versteckte Ironie liegt wie ein zarter Schleier nicht nur über einzelnen aphorismusartigen Äußerungen, sondern auch bei vielen Erzählungen tritt solche geheime, sich nirgends unmittelbar ausdrückende Pointe hervor. So in „Judaens Prokurator“ und „Putois“, welche geschickte Novelle Brandes ausführend wiedergibt und die einer tiefen Wahrheit nicht entbehrt. Der Wert der Arbeit von Brandes liegt in den wiedergegebenen Proben, er selbst steuert aber wenig Eigenes bei und macht sich seine Aufgabe leicht. Es ist ja allerdings zuzugeben, daß die schreibstellerische Art von A. France gerade keine großen und wichtigen Probleme aufgibt und bald erschöpft ist.

Job. Schlaf hat sich mit seinem Maeterlinck-Aussatz eine viel schwierigere Aufgabe gestellt. Seine Arbeit ist hastig und ungleichmäßig. Sie entbehrt der reichen Fülle und legt sich auf ein paar wenig originelle Grundgedanken fest, ohne in den eigentlichen Kern der aufgeworfenen Fragen einzudringen. Was dem Essay einen gewissen Reiz gibt und auch etwas mit seinen verschiedenen Schwächen ausföhnt, ist die persönliche Note, die er dadurch erhält, daß der Verfasser an manchen Punkten durchblicken läßt, wie die innere Entwicklung Maeterlincks seiner eigenen ähnlich gewesen ist. Jedenfalls wird deutlich, daß auch Schlaf gerade wie Maeterlinck wirklich gelitten hat unter dem seelischen Druck der naturalistischen Periode, welche den Menschen zu einem homme machinal stempelte. Bei Maeterlinck erreicht diese lähmende Depression künstlerisch ihren entscheidenden Höhepunkt: die Figuren seiner früheren dramatischen Arbeiten sind wie unpersonliche Marionetten und in eine schwüle Atmosphäre von Angst und Grauen getaucht. Sie erscheinen einem mächtigen Schicksal voller Rätsel preisgegeben, an das sie unentrinnbar gekettet sind. Sie stehen bang, unsicher und verängstigt da, der überwindenden Uebermacht eines blinden Schicksalswillens preisgegeben. Das ist der homme machinal Maeterlinck muß sich selbst einmal als solchen gefühlt haben. Dann aber macht er sich los von der lastenden Schwere einer mechanisierenden Lebensanschauung, welche die reichen Kräfte der Seele und des Gemüts lahm legt. Diese große, innere Befreiung spiegelt sich in den späteren philosophischen Werken wider. Sie erhebt sich auf religiösem Untergrund, was

schon daraus hervorgeht, daß der bestimmende Einfluß durch die Mystik (Plotin, Ruysbroeck und Novalis) deutlich festgestellt werden kann. Maeterlinck litt am Schicksal, aber er gewinnt nun Kraft, Mut, Zuversicht, sich über das Schicksal zu stellen. Der heimische Rasseninstinkt, der das Leben beherrschen und bezwingen will, bricht bei ihm mächtig durch. Die alten, nun im ganzen überwundenen Anschauungen vom homme machinal klingen später noch nach, wenn Maeterlinck die Ungerechtigkeit und Un-sittlichkeit des äußeren Schicksals behauptet. Ihm bleibt der Mensch nach wie vor in gewisser Weise unterworfen. Aber das Neue ist dies: gerade weil das Schicksal ungerecht ist, und trotzdem das Leben beim Ablauf des äußeren Geschehens offenbar ohne sittliche Maßstäbe verfährt, bietet sich dem wahrhaft edlen Menschen die denkbar günstigste Gelegenheit, seine Sittlichkeit dem Weltlauf gleichsam aufzudrücken. Die Belohnung, die ihm dann zuteil wird, ist nur die innere Befriedigung, dem Guten zu dienen. Es ist ganz ausgeschlossen, auf einen äußerlichen Lohn für das Gute zu rechnen, da ja das Schicksal sinnlos mit uns verfährt. Trotzdem ist es Pflicht, sittlich zu handeln. Es muß mit uns so weit kommen, daß man jagen kann, es stoße uns nur das zu, was wir wollen; deshalb, weil wir das Schicksal zwar nicht beeinflussen und regieren, aber doch seine Einwirkungen auf unser seelisches und sittliches Leben ausnutzen können. — Da Schlaf absichtlich seine Darstellung auf diese wenigen Gedankenlinien beschränkt, hat sie den Vorzug der gedanklichen Klarheit. Sie ist aber stilistisch nicht ausgereift und inhaltlich etwas dürftig. Schlaf hat seinem Problem eigentlich keine neuen Seiten abgewonnen. Seine Hauptgedanken brachte vor ihm schon H. Meyer-Wensey in dem ausgezeichneten und erschöpfenden Maeterlinck-Aussatz des Buches: „Moderne Religion.“ Er hat vor Schlaf die religiösen Gedankenlinien herausgestellt und auch die innere Entwicklung Maeterlincks aufgewiesen. Schlaf bemerkt ausdrücklich, er wolle Meyer ergänzen. Wir sehen aber nirgends einen wertvollen Fingerzeig über diesen hinaus, nur sind einzelne schon bei Meyer ange deutete Linien von Schlaf besonders berücksichtigt und zu Ende gezogen.

Wertvoller als die besprochenen Bändchen sind die, welche deutsche Schriftsteller behandeln. Besonders sind da die Monographien hervorzuheben, die uns die drei großen Erzähler: Fontane, Keller, Meyer näherbringen wollen. — Joseph Etklinger schreibt über Fontane in so reifer und feiner Weise, daß man sich glücklich fühlt, an der sicheren Hand dieses ästhetisch wohlgeschulten Führers der sympathischen Gefühlswelt Fontanes näher gebracht zu werden. Haben sich die Autoren, deren Essays uns bisher beschäftigten, im ganzen absichtlich mit großen Unrisslinien begnügt, so gibt Etklinger eine gehaltreiche Analyse der einzelnen Romane und baut dann auf dieser sicheren Unterlage seine allgemeinen psychologischen Erweiterungen auf. Geschickt wird zuerst die Grenzlinie der künstlerischen

*) Eugen Diederichs, Jena.

Begabung Fontanes gezogen. Das lyrische und dramatische Element liegt ihm fern. Der auffallende Mangel des lyrischen Moments ist besonders an dem Fehlen von Naturstimmungen erkennbar. Das Dramatische verliert sich mit fortschreitendem Alter in den Romanen immer mehr und mehr. Fontane weicht geradezu allem Aufregenden, Spannenden absichtlich aus. Der Gang der Erzählung ist nicht gleichmäßig. Wichtige Ereignisse, deren Einstellung und Darstellung andere Romanischreiber sicher gelockt hätte, werden überflagen und im weiteren Verlauf nur flüchtig, gleichsam im Vorübergehen, gestreift. Besonders tritt die innere, seelische Gruppierung verschiedener Personen erst allmählich und nur andeutungsweise hervor. So merkt man oft überraschend spät, wie sich zwischen zwei Personen schon seit längerer Zeit die geheimen Liebesfäden herüber und hinüber spannten. Ettlinger nennt das „Kunst der Andeutung“. Sie bringt es in „Effi Briefe“ fertig, daß die Erlebnisse Effis mit Crampas zart und keusch so verhüllt werden, daß sie nur erraten werden können und erst gegen den Schluß gleichsam von rückwärts her voll erleuchtet werden, trotzdem sie doch die „Pointe“ bilden. Ettlinger analysiert die große Reihe der Erzählungen und Romane nicht nur nach dem äußeren Gehalt an Geschehnissen, sondern er gibt auch eine erschöpfende Fülle von wertvollen Einzelbeobachtungen, die uns einen tiefen Einblick in das künstlerische Schaffen Fontanes tun lassen. Dabei kommen auch die freundlichen Charakterzüge des Menschen nicht zu kurz. Seine Lebensanschauung wird aus einzelnen Äußerungen seiner Romanfiguren herausgelesen und in ihrer weiten Güte geschildert. Das geschieht alles mit viel liebevollem Verständnis und in gemessener Ruhe, die wohlthuend wirkt. Dieselben Vorzüge sind den beiden Essays: G. Keller und E. F. Meyer eigen, welche Otto Stoeßl beigezeichnet hat. Besonders sei die gründliche Arbeit über Keller hervorgehoben als gleich ausgezeichnet nach Form und Inhalt. Das ist alles so sicher, zuversichtlich und treffend gesagt, durchhaucht von warmer Verehrung für den Meister. Die gleichmäßige Ruhe des Erzählers Keller hat auch Stoeßl in seinem sorgfältigen Essay angestrebt. Die Geschichte des Lebens wird hier eng mit dem künstlerischen Schaffen verknüpft. So gibt Stoeßl uns ein wirklich anschauliches Bild von Keller. Diese schöne Arbeit ist der gestellten Aufgabe nach allen Seiten hin gerecht geworden und hat sich nicht ungebührlich durch persönliche Neigungen leiten lassen. Sie ist von einer tüchtigen Solidität und hütet sich vor gesuchtem, geistreich sein wollenden Anmerkungen. Die Vorliebe für Keller tritt bei Stoeßl besonders in der zarten Art hervor, mit der er die Lyrik Kellers würdigt. Sie pflegt gewöhnlich nicht gerade hoch eingeschätzt zu werden und viele lassen sie nur als willkommenes Dokument neben den Prosaarbeiten gelten. Stoeßl aber meint die Lyrik sogar als den Ursprung der poetischen Art Kellers im weiteren Sinn anzusprechen und in direkte Verbindung mit den Prosaarbeiten bringen zu können. In der deutschen Lyrik nach Goethe sei ihr nur Noerikes Lied an die Seite zu stellen. In der Lyrik Kellers

künden sich schon die charakteristischen Eigenschaften des epischen Künstlers an: ein fast ungelientes Zögern, eine gewisse ruhige Nachdenklichkeit und ammutige Bedächtigkeit. Diese persönlichen Züge geben den Gedichten ihren besonderen Reiz. Ihre Technik ist, rein äußerlich betrachtet, ungeschickt und zaghaft, darf aber doch nicht blind machen gegen den reichen seelischen Gehalt. Stoeßl hält hier glücklich die Mitte zwischen einseitigen Lobeserhebungen und allzu raschem Aburteilen, die Kellers Lyrik oft gerade von denen erfährt, die seine Prosaarbeiten hochschätzen. Glücklich ist Stoeßl auch in seinen Ausführungen über den „Grünen Heinrich“! Er führt trefflich aus, wie sich hier echte, künstlerische, weil klassisch-typische Züge mit rein persönlichen Momenten mischen, die sich noch nicht von der individuellen Bedingtheit zum Allgemeinen, Bedeutenden durchgebildet haben. Besonders die Jugendgeschichte gehört zu den vollendeten Abschnitten, die ästhetisch hohen Ansprüchen genügen, weil in ihr dieses schwierige Gleichgewichtsverhältnis zwischen Typischem und Persönlichem erreicht ist. Die so verschiedenartig gebildeten Gestalten der Judith und Anna werden von Stoeßl fein gegeneinander abgewogen und als konträre Gegensätze aufgewiesen. Die Judith ist frei erfunden, sie wirkt aber in ihrer frischen Anschaulichkeit plastischer als die weiche und zarte Anna, trotzdem hier persönliche Erlebnisse Kellers nachklingen. Das typische Moment wird von dem rein individuellen unterdrückt und gleichsam verschluckt von dem Zeitpunkt an, wo die Münchener Zeit des grünen Heinrich und seine Heranbildung zum Maler beginnt. Das ist eine sehr richtige Beobachtung, die noch dadurch verstärkt wird, daß in diesem Abschnitt nicht mehr das ruhige, epische Tempo vorherrscht, sondern einer gewissen Ueberfülle und Hast Platz macht. Alles wird weiltäufiger in der Linienführung, die Komposition ist nicht mehr geschlossen und einheitlich, weil manches angeschnittene Thema nicht konsequent zu Ende geführt wird. Es werden die Geschehnisse von Nebenpersonen eingeflochten, ohne daß der innere Zwang hierzu erkennbar wäre. Klassisch-großzügig ist in diesen Kapiteln aber wieder die Schilderung, wie der grüne Heinrich nach mancherlei Irrfahrt schließlich bei dem Anstreichen der Fahnenstangen sich gleichsam zum Allgemeinen — Festen wieder zurückfindet und ruhig die tägliche Nahrung durch eigener Hände Arbeit erwirbt. Das ist typisch für den geistig strebenden Menschen, der irgendwo und irgendwann doch einmal merkt, daß ihn alle seine intellektuellen Bestrebungen nicht von dem unerbittlichen Muß des einfachen, schlichten Erwerbs und des täglichen Brotes entbinden. Stoeßl sagt einmal gut von der Kellerschen Epik, sie lasse die Erzählung immer bis zu einer entscheidenden Szene im ruhigen Wanderschritt gehen, um dann in einem großen, innig ausgeführten Bild gesammelt auszuruhen. So verfährt Stoeßl auch selbst, indem er an einzelnen Punkten tiefer und ausführlicher einsetzt, um von da aus in gemächlicher Ruhe zum feineren Verständnis Kellers vorzudringen. Ein solcher „Ausruhepunkt“ ist die vorzreffliche Gegenüberstellung der beiden Schlußfassungen des „Grünen

Heinrich". Es wird da schön nachgewiesen, wie jeder Abschluß in seiner Weise Sinn und Berechtigung hat, indem er der jeweiligen Stimmung der betreffenden Gesamtanlage notwendig entspringt. Was Stoeßl über den „Grünen Heinrich“, besonders auch die „Leute von Seldwyla“ beibringt, bezeugt alles reife Sicherheit des Urteils und intimes Verständnis G. Kellers und seiner einzigartigen Kunst.

Auch der viel kürzere Essay Stoeßls über C. F. Meyer ist in jeder Hinsicht lobenswert, wenn auch sein persönlicher Geschmack sich deutlich mehr nach Keller neigt. Stoeßl geht hier von dem Reiz solcher Kunstwerke aus, deren vollendete, sichere Form einen inneren Kampf des betreffenden Künstlers ahnen läßt, welcher noch hie und da durch die kunstvolle Objektivität für den Kundigen durchschimmert. Man kann dann den persönlichen, tragischen Unterton noch aus all der gelassenen Ruhe und festen Geschlossenheit heraus hören. Das seine Geschick Stoeßls ist zu bewundern, mit dem er in die innersten Züge der so schwer aufzudeckenden Persönlichkeit Meyers eindringt, nachdem er dies bei dem ganz anders gearteten Keller ebenfalls meisterhaft fertig gebracht hat. Auch Meyers menschliche Individualität wird liebevoll in ihrer durch seine Abstammung bestimmten Art dargestellt. Mit zarter Feinsichtigkeit geht Stoeßl den intimsten und geheimsten Zügen nach. Die einzelnen Werke werden in zeitlicher Folge analysiert. Bei dem „Hutten“ beanstandet Stoeßl, daß der geschichtliche Hutten durchaus nicht dem in der Dichtung geschilderten entspreche und daß seine Gestalt überhaupt wenig geeignet sei, um sie so ins Große und Geniale zu vergrößern. Er hat ein zwiespältiges Leben geführt, indem er nicht vollkommen im Alten wurzelte, aber auch keinen harmonischen Anschluß an die neuen, in seiner Zeit aufkommenden Mächte, besonders die Reformation, gewann. Er ging an sich selbst zugrunde und ist eine durchaus tragische Figur, die sich innerlich verzehrte, aber keine positiven Werte hervorbrachte. Deshalb meint Stoeßl, sei es willkürlich und vergewaltige die Geschichte, wenn Meyer gerade Hutten zum nationalen Verkünder einer großen, geeinigten Gemeinschaft stempelt. In bezug auf die historischen Feststellungen ist Stoeßl unbedingt recht zu geben. Aber Meyer hat das alles doch auch sicher bei seinem ausgeprägten geschichtlichen Interesse und seinen eingehenden Studien gewußt. Er hatte doch wohl das poetische Recht, in den historischen Hutten allerlei hineinzu sehen, was nach seinen persönlichen Anlagen nicht in ihm liegen konnte. Dabei ist ja sicher Hutten in mehrfacher Beziehung idealisiert worden. Meyer aber durfte sich diese Freiheit nehmen, weil Hutten in unserem allgemeinen Volksbewußtsein nicht als eine so fest umrissene Gestalt lebt, als daß deren Idealisierung als Störung empfunden werden müßte. Meyer pflegte auch sonst mit geschichtlichen Stoffen nach künstlerischem Ermessen frei zu schalten, ohne daß da von Stoeßl ein so strenger Maßstab angelegt wird. — Der „Heilige“ wird zu kurz abgetan und scheint uns doch zu niedrig eingeschätzt zu werden. Ausführlicher kommt Stoeßl nur auf die

Rahmenerzählung zu sprechen und beanstandet es, daß die Erzählung dem tieferen Kernbrust in den Mund gelegt ist. Dadurch würden manche feinen seelischen Züge verwischt, indem dieser in seiner Ehrlichkeit und Unbeholfenheit vieles zu grob und massiv berichtet. Hier scheint uns Stoeßl zu weit zu gehen. Von einer Verwischung oder Vergrößerung kann doch trotz des einfach-schlichten Berichterstatters nicht die Rede sein. Stoeßl spricht sich leider nicht deutlich aus, an welchen Stellen der Erzählung der geringe Mangel hervortritt. Jedenfalls ist das, was Stoeßl „Veräußerlichung“ nennt, nur als die auch sonst für Meyer charakteristische feinsche und vornehme Zurückhaltung anzusprechen, die vor dem Neuzersten Halt macht und absichtlich manches in leiser Unbestimmtheit läßt. Liebevoller und eingehender als die Analyse des „Heiligen“ ist die der „Versuchung des Pescara“. Gerade hier zittert das Persönliche noch deutlich durch die Objektivität der Form hindurch. „Pescara“ stammt aus der glücklichen Zeit Meyers, in der er in harmonischer, später Ehe lebte. Er fühlte sich mit „Gott und der Welt zufrieden“. Da mochte ihn das Gefühl beschleichen, wie lange dieses späte, volle Glück wohl dauern werde. Aus dieser fragenden, unsicheren Stimmung, die durch jene glückliche Harmonie gleichsam noch durchschimmert, entstand der „Pescara“. So kommt es in dieser reifsten Schöpfung Meyers zu jenem unvergleichlichen Kolorit, in dem sich die hellen und dunklen Farben zu einer einheitlichen, süßen und satten Tönung mischen. Die Schwächen des „Jürg Jenatton“ gegenüber dem „Pescara“ weist Stoeßl mit merkwürdiger Vollständigkeit nach, um nur die Schönheit und Vollkommenheit einzelner Szenen, vor allem aber die wundervolle Schilderung des Herzogs Rohan anzuerkennen. Viel zu kurz ist leider die Lyrik Meyers behandelt. Sie hätte doch eine bessere Würdigung verdient, wenn auch Stoeßls persönliches Interesse sichtbar an den Prosajachen haftet. Auch hat es Stoeßl veräußert, die Gedichte als Quelle für die Charakteristik Meyers auszubenten.

Cloeffers Essay „H. v. Kleist“ erhebt sich wie Stoeßls Arbeiten weit über die Höhe des Durchschnitts. Er wird allen Lesern willkommen sein, die sich nach der begeisterten „Rhapsodie“ im Juniheft gedrungen fühlen, den „Wert H. von Kleists“ aufs neue zu würdigen. Cloeffers Arbeit bildet eine willkommene Ergänzung zu jenem Aufsatz, weil er die einzelnen Werke bespricht, was hier absichtlich unterlassen ist. Vortrefflich ist insbesondere die knappe, biographische Charakteristik; in ihr und auch bei Besprechung der einzelnen Werke wird nachdrücklich das Hervorgehoben, was Rang mit dem glücklichen, plastischen Worte: „Seelenpannung“ bei Kleist bezeichnet hat.

W. G. Becker.